



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

3. Blatt.

Landsberg (Marthe) 1930.

Mr. 11

Bon neuwärtischen Kirchen —

Sehr weit nach Norddeutschlande von Holland über Schleswig, Holstein, Mecklenburg und Pommern bis Old- und Westpreußen, von Westfalen und Mitteldeutschlande bis zu dem am Rhein liegenden Lande Bojen befindet sich in dem verstreut liegenden Lande eine Menge von größeren und kleineren Kirchen aus Granitquadern erbaut, den urzeitlichen Ausführungen aus Felsstein gewonnenen Bauwerken, den die Landschaft lobt; weswegen man geradezu mit dem gebräuchlich gewordenen Ausdruck von Felskirchen spricht. Obwohl sie in der ganzen Mark Brandenburg, vor allem in der ungerigen Neumark, auch auf dem platten Lande gar nicht selten, eine, wenn auch in den Einzelheiten höchst einfache, doch in der Gesamtheit eine sogar monumentale Bauausführung annehmen, hat man sie bisher

quidam gibt der Baumeiste ein geradezu urthümliches Aussehen, das ungemein starker ist als der viel fülligeren Backstein und die nordischen Dolmen, Römersteine, Kragulen und Mönche an- klingen. Im Gefühl verwandte Bauten in Schweden, auf Gotland und auf Bornholm sind ungeachtet ihres vorgeschichtlichen, fremdartigen Aussehen er im 13. und 14. Jahrhundert entstanden, also ungefähr zu gleicher Zeit wie unsere neuromanischen Dorfkirchen, die in ihrer Hauptweise wohl im 13. Jahrhundert bis höchstens zum Beginn des 14. Jahrhunderts gebaut worden sind. Eine allerdings längst überholte, romantisierende Geschichtsbildvorstellung hatte in dem Feldsteinreich unseres Heimat früher wohl ein mal umgebauten slawischen Heiligthum er- erkennen wollen; heute wird sie aber von niemand mehr aufrecht erhalten.

Es unterliegt nicht keinem Zweifel, wenn es auf die **Reinmar** nur selten nachgewiesen werden kann, daß unsere alten Dorftiteln erst von den Deutschen erobert worden sind, die sich nach der Eroberung des Landes durch die brandenburgischen Markgrafen als Kolonisten mit alten Stammbüdern des deutschen Volkes, den einheimischen Burgunder und Bandalen, einnahmen. Damals, in 12., 13. und 14. Jahrhundert, hat die deutsche Oberschicht, die die Bevölkerung der Neustadt in **Reinmar** nach dem Ende des großen Weltkriegs für die Kolonisation und Siedlungsförderung bestimmt, hier eben durch die Gründung einer Städteinsiedlung die erste Siedlung des Deutschen Volkes im Mittelalter, ja vielleicht allein Reiten gefestigt.

Wie dieses zukunftsreichste Ereignis deutscher politischer Geschichte, so sind auch die Feldstein- und Granitquaderkirchen Norddeutschlands nach einem ausgezeichneten Wort desselben Historikers „von entscheidendem Druck der Meeres getragen“.

von entsprechendem Drang der Männer getragen.
Bon dieser geistlichen Wahrheit sind die deut-
schen Kolonialisten, im beobachtenden Hinblick auf die
Kunst, in a u f t , voll hier in antheutenden Wissenschaften
gebrüderlich werden. Dabei ist von allgemein
familiens auszugehen, und dies Verlangen ist in
Feldsteinbau, den der beste Meister deutscher
Architektur, Georg Dehio, wenn ich die
deutlichkeit, in doch eine der wichtigsten Formen
der Gotts nenni. Daneben möchte man in dem
Feldsteinbau die besondere künstlerische Ausdrucks-
driftsform eines kolonialistischen Baustils
erleben, der aus allen Stämmen, obge-
schielekt von Bayern und Schlesien, zu-
sammengetragen, auf diesem Boden zu einer neuen
Einheit verarbeitet und dieses neuen norddeut-
schen Volksstamm aus dem kolonialist der branden-
burgisch-preußische Staat als kulturelles und
politisches der Kolonisation herauszusuchen, den
Stempel seiner Art, seines Denkens und Empfindens

dens ausgedrückt hat. Hier liegen zutiefst die Wurzeln und der Ursprung dessen, was Moeller von den Brüdern, der zu früh Verstorbene, den „preußischen Stil“ nannte. Diese Anfänge einer ganz neuen menschlichen Haltung innerhalb der deutschen Kulturwelt ist uns in der reinen Ausprägung in den Granitbauten Norddeutschlands überkommen.

Natürlich in diese nordentliche Granitbaukunst, aus sich selber entstanden, Einmaligen die Urprinzipien dieser Baukunst, die entstehen von vornherein als eine wundervolle Kunst zu gelten hat, in Vollst tung der siebendeu-
tigen und in der Verwaltung ihrer St mme,
andern in der Besitzschaft des Landes begrun-
det, in der Besitzschaft und erdogeneen Bedingun-
gen, wo wichtig f r die Erstst ffung eines jeden
Stils und wo eindeutig erkennbar gerade f r un-
seren Kolonialstil, kennzeichnend und die Erbtreibens
mit dem programmatischen, neuen auch f r ganz
andere (inseratfranz sische) Gebiete erdachten
dass jede Kultur an zweierlei gebunden sei: „In
einem Gebiet, das ihr Leben bietet, und an den
wissen, der sein Leben erh lt (und weiter-
wirkt). Das eine bedeutet Raum, das andere
Zeit.“

Das eigentlich gefährliche Moment, daß dieser Stil an Grunde liegt, läßt sich notwendig an die Zeit an. Das zentrale Bauwerk dieser Stilrichtung ist der Dom von Magdeburg. Der Dom zu Magdeburg ist der Aufsteller in dem Neumark, dritter nicht aus den ersten ganz dünnen bewohnten Nachbargebieten, eines der Ufermärkte und des Landes Lebus, gekommen sein, sondern aus der Altmark und den Gebieten südlichen Elbe und Saale. Zu diesem hierfür vorliegenden Beweis braucht ich nicht näher einzugehen; erinnert sei in diesem Zusammenhang nur an die noch heute aus dem Ortsnamen deutlich zu erkennende ziemlich geschlossene Siedlungsgruppe aus der alten Grafschaft Mansfeld. Auch in dem Mündart finden sich Anklänge, die weiter zu verfolgen für den heimischen Sprachforscher besonders reizvoll sein müßte. Jener Dom war der erste gotische Kathedralbau in Deutschland. Er ist noch Romanisches mit Gotischen; das Gotische findet sich auch noch in einem Raum, Teil des Feldsteinkirchen, wenn auch nur in einer Gotischen Häuser in der Neustadt, mit den frühgotischen Häusern in der Neustadt aufwirken. In großen Maßen ist der Dom in Pagan (Kupferstadt) und in Schlesien in einem Vorort des brandenburgischen Bautzenbaus, der ebenso wie der ältere Feldsteinbau — beide findet man häufig mehr oder weniger gemischt — zumeist von gotischer Seite her befreit wird, lassen sich auch noch manche Einflüsse verfolgen. Das soeben gesagte wieder auf ein im letzten Urprung nordisches und germanisches Formelement hinzuweisen.

as wir in den norddeutschen Granithäusern überwagt als gegeben ansehen können. Wohl mag es auch der Sinn in Angriff der Lüste gelegen, der sich vor der Verhöhnung der Kirchen in den niemals ruhenden Grenzfeinden des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, im Dreißigjährigen Krieg und noch später wohl auch in der Neuzeit gezeigt haben mag, und den man an Feldstein- und Backsteinkirchen von der Elbe über die Oder bis hin in die Neumark und Hinterpommern hinunter weit verbreitet findet; auch noch im Lande Sternberg. Er wird zum Teil auf die Empfehlung zurückgeführt, die bis an ihrer Aufhebung durch den Bapt. (1312) in unserer Neumark ungeheuren Landbehördchen annehmen. Auf Verzweigungen zwischen den Bistümern verbannten in der Neumark z. Marienwalde und der Neumark z. Lübeck und Bautzen in Südmärkisch-Magdeburg. Albrechtshausen haben schon frühere Befürchtungen vor 30 Jahren und jetzt Gisela und Hans Kunze, in eingehenden Arbeiten hinschrieben. Man erachtet übrigens, wie leicht schon im Mittelalter die weitreichenden künftigen Zusammenhänge über die Landesgrenzen hinweg gewesen sind.

Für uns in der Neumark, wo der Einfluss der Bistümer von sehr hoher Bedeutung, wenn nicht sogar überwiegend gewesen ist, muss die Bedeutung herausgehoben werden, zu erkennen, wie wir überall im ostdeutschen Kolonialgebiet dem reichen künstlerischen Schaffen aller großen und führenden Leistenden der Zeitarchitektur begegneten, und wie auf der anderen Seite der Mönchsorden die Bistümer von Elbe und Oder als teilweise Erbe des Bauprogramms der Mönche von Cluny in Frankreich wie auch ihrer geschlossenen Organisation hier hervortraten. Diese Bistümer, deren Amtshäuser in Altenberge bei Köln, in eingerichtete Beziehung mit der Kölner Domherrschaft erhielten, Anlass zu Nachahmungen in den Bautestrichen von Elbena, Coburg in Bremervörde, Römhild und Stolzenburg und des Bistums Bremen in Neumark und Lübeck, wo der hervorragendste Kolonialbau im deutschen Osten, auch bei uns. Wenn man neuerdings seine Verdienste auf das gebührende Maß zurückzuführen hat, so wird man ihnen diese Lobsprüche nicht vorbehalten dürfen.

Die Bauten der neuärmelischen Granitsteinkirchen, an die sich die Backsteingotik (meist in den Städten) unmittelbar anschlossen, musst immer in engstem Zusammenhang mit der Kolonisation betrachtet werden. Sieigl doch gerade darin ihre dokumentarische Bedeutung für die Kulturgeschichte der Zeit. Gwarr kann man die Bistümer nicht etwa als die Söhne für die Bauten betrachten. Sie waren höchstens neben den Fürsten, Bischöfen, hohen Herren ihre Auftraggeber. Geschaffen sind vielmehr diese Bauten, auf die der Neumark ist, von der Gesamtheit des Kolonialvolkes. Man hat sich natürlich die Ausführung dieses Schaffens nicht etwa so zu denken, als ob die Bieden ihrerseits nebenbei mit eigener Hand erbaut hätten, sondern die Ausführung gehabt, selbstverständliche durch katholisch geprägte Werthaltungen von anderen Bauhütten. Die Geist, aber, der diesen Bauten baute, war von den Bieden geprägt, heißt es, der die deutschen Siedler in diese Siedlungen kamen, die Bauten in Einheitlichkeit des Baustils, mit dem farben Ornament, der Bildung des Oberteils neben an sich stilbildend wirkenden Steinmaterial die Tendenzen zisterziensischer Bauweise wohl erkennbar. Vor allem werden die Bistümer in der Verantwortung des neuen gotischen Stils und in seiner Verbreitung das bestimmende Wort gehabt haben.

Stärkste heimische Überlieferungen übermittelten dem Kolonialland jenseits der Elbe ein gewaltiges bauliches Programm. Sachsen und Thüringen waren seit dem Städtebauer König Heinrich I. Länder weit hauptsächlich Schlossherren, mit denen im 10. bis 13. Jahrhundert nur der Rhein und Regensburg weitstehen konnten. Die Werke der „städtischen Baugruppe“ in Hildesheim, Halberstadt, Erfurt, Magdeburg usw. drängten, die Elbe überquerend, das aufnahmefreie Neuland deutscher Geschichte, Kultur und Kunst unerschauhaft vor. Eine ganze Reihe von Dingen, die aus Westfalen, dem Niederrheinischen, dem Braunschweigischen

nach Ostfriesien hinüberzogen und dort die Eigenart des jeweiligen Stils jener Gegend an wieder ließen, haben in der Gegenwart die Fachleute aufgedeckt. Die von Magdeburg ausgehende Entwicklung hat den Dom in Havelberg und die Walfischtkirche in Bismarck erbaut und ist im Osten bis über Bremervörde hinaus vorgedrungen. Zu ihr können wir die nordwestliche Mark Brandenburg (Briegitz, Ruppin, Uelzen, Zauche, Lausitz und Neumark) rechnen. Es ist bei derlei Gelegenheit betont, daß hier im wesentlichen nur die eigene Entwicklung der Masse der Landeskirchen die diesen „Seldschukenstil“gotischen Gehäfts und länderlich oder dörflichen Charakter in Auge gestellt ist, der dem Gebiet erst sein architektonisches Merkmal verleiht. Unsere Bauten haben in der so große Überlieferung weiterverarbeitet. Bauaufzogen, weshalb er bis jetzt auch fast allein der Vorstellung verhüllt wurde. Grundätzlich ist hervorzuheben, daß sich die Feldsteinarchitektur selbstständig entwickelt hat, und daß nicht etwa, wie man wohl gesagt hat, die Landstädte nichts weiter sind als eine Nachahmung der nächstgelegenen städtischen Vorbilder. Vielmehr hat man, wie die Beispiele in unsern nördlichen Städten zeigen, die Städtebauten zunächst in Granit begonnen. Jeder, der diese Bauten und die alten Gotteshäuser in fast allen anderen norddeutschen Städten auch nur flüchtig beschaut, wird dies leicht feststellen können. Sehr zu Unrecht ist darum die Granitarchitektur bis her von der Vorstellung als untergeordnete Stade für die gehobenen Dorfeselungen angesehen worden. Sie ist eine einzigartige Volkskunst im monumentalen Stile, angebrochen werden kann. Wie für die Kolonisation selbst, war auch für diese Architektur, die so sehr den künstlerischen Anteil der norddeutschen Ebenen östlich der Elbe, und damit der neuen Heimat bestimmt und in eigenartiger Weise mit der großartig einfließenden Landeszeit seine manhaft empfundene Formprägung zu vereinen weiß, die alte urdeutsche Heimat weilig der Elbe der Ausgangspunkt.

Ein kurzer Blick sei auf die Weiterführung der etwa von Magdeburg ausgehenden und sie nach Süden erweiternden Bewegung der Kolonisation und Bauten in ungerem Heimat gesetzten. Gleichzeitig trieb sie konzentrisch in den Altmark, Börne und Zauche angeschlagene Kreise immer wieder von der Stadt her in Bewegung erhalten — nach Teltow, über das heutige Berlin hinaus durch den Barnim und Lebus nach dem Osten, nach der Neumark und bis tief nach Polen hinein vor. Dabei erlebte der

Feldsteinbau im benachbarten Pommern, mit der unter Land stets in enger Verbindung stand, eine hervorragende, in technischem und künstlerischem Sinne fast florale Ausbildung. Ein Teil die Pommernherzöge, dann aber die Markgrafen, große Bischöfe (so der von Kammin) dem die Neumark in seeligerlicher Beziehung unterstellt war, Grundherren wie der Tempelorden und später die Bischöfe, besonders aber die Bistümer ließen ähnliche Bauten auch in den Gebieten zwischen Oder und Oba entstehen. Später kamen noch die Franziskaner hinzu; sie begaben wie in jahr alten Städten der Mark, so auch bei uns in der Neumark Klöster, die zumeist ebenfalls in der Neumark errichtet worden waren.

Es sei, weil noch zu wenig in seiner Bedeutung erkannt, darauf hingewiesen, daß Magdeburg in diejenen dem Deutlichkeit und dem Christentum gewonnenen Landen die kirchliche Oberherrschaft besaß. Außer seinem kulturellen und künstlerischen Einfluß verfügte das Gewicht dieser ansehnlichen Stadt an der Ostgrenze des alten deutschen Gebietes noch durch die wirtschaftlichen Beziehungen des mittelalterlichen Handels. Von der Elbe, von Magdeburg aus, zogen Siedler und Händler durch die Mark über die Oder in die Neumark, nach Großvorden, Bremervörde und Bremens. Auf diesen Wegen, dem Bader-Mönch und seinen folgenden, wurde der gesamte Feldsteinbau in sein besonderes Art als eine einzige, die Volkskunst im monumentalen Stile ist angebrochen werden kann. Wie für die Kolonisation selbst, war auch für diese Architektur, die so sehr den künstlerischen Anteil der norddeutschen Ebenen östlich der Elbe, und damit der neuen Heimat bestimmt und in eigenartiger Weise mit der großartig einfließenden Landeszeit seine manhaft empfundene Formprägung zu vereinen weiß, die alte urdeutsche Heimat weilig der Elbe der Ausgangspunkt.

ist der Granitquaderbau des deutschen Kolonialgebietes angefertigt, der riesigen Dome und Klöster angefertigt, der gerade auch im Backsteinbau so überwältigende Profanarchitektur, vielleicht mit einem künstlerischen Werk zweiter Ordnung, so vermag er, wie schon angeführt, über die Physiologie der Stiftsbildung, über das Leben urtümlich norddeutschischer Kulturempfindung und Formvorstellung, endlich über die große Bedeutung einer volkstümlichen und durch die Masse des Volkes geprägten Kunst uns heute Lebenden anfeindend Wichtiges zu sagen. B. B.

Dorf Derkow.

Da hinten am Rande des Pribis-pommerschen Beispienders, auf Bisperne zu, schlummert eine der vielen Berlen, die der liebe Gott einst bei Eröffnung der sandigen Neumark über das weite Land streute, ihrer Hebung entgegen. Das Derkow und sein wunderliche Umgebung mit Seen und Walfern. Die Gesichts wilde, weger Berganlagen und die liebliche Landchaft von heute, sie reichen sich hier die Hände und breitwegt Vergangenheit und die liebliche Landshaft von heute, den heimatlichen Wanderer, der sich hierher verirrt, einen Lepizig von laienhaftriger Herkunft, zu führen. Der Berle liegt der Urspur des Dorfes Derkow in grauen Zeiten des Wendens, der Germanisierung und Kolonisierung der Neumark. Erst nach der Befreiung der Slaven um 1300 durch Bischof Otto von Bamberg und als deutsche Mitter im Auftrage des brandenburgischen Markgrafen hier siedelten und rodeten, stieg die Bevölkerung um Derkow ein in unsere Geschichte. Der Blas im heutigen Gutspark, auf dem jetzt noch die Fundamente, Steine und Siegel des alten Derkow Wasserflösses zu sehen sind, hat wahrscheinlich vor den Deutschen schon bei den Wenden eine trautige Rolle gespielt, wie dem Dorföse durch die Natur gesetzten Orte, wie der Derkower Schloßwerder, bei allen Wörtern, wenn sie nicht betrogen wurde durch die hinterlistig gewählte Beleidigung des Feuerhermes. So werden dann nach den Wenden die Derkower Anhänger auf dem Schloßberg zwischen

Sumis und Seen die erste Zuflucht gefunden haben. Hier entstand unter den Rittern von Brederlow der Anfang des Dorfes Derkow, die Schlossburg, in deren Schutze die deutschen Siedler und Bieden hier schwere Arbeit mit Erfolg können konnten. Es ist wohl anzunehmen, daß auch das „Lehn-Haus“ an Derkow in den Zeiten des Rittertums eine solle gehabt hat, und so erkennt es erklärlich, daß die Markgrafen Albrecht, Albrecht und Johann Cicero nach Ende des letzten Brederlow, der damals hochbedeutenden Blas an sich nahmen und nun 1497 die bewohnte Familie der Markgrafen mit Schloss und Gut Derkow belehnten, unter ausdrücklichem Vorbehalt der verbleibenden Dienstleistungen, Zinszahlung und besonders Oberschutze der Biederei für den Landesherrn. Im Jahre 1536 kaufte die Familie von Breden-Dorf Schloss und Gut Derkow von den Markgrafen und blieb hier, ihren Namen mit dem Gesicht der Neumark eng verlebt, gegen zweihundert Jahre seßhaft.

Der Dreißigjährige Krieg hat Derkow besonders schwer heimgesucht und natürlich die Jahre nach 1645, auf das Ende des Krieges zu, als jeder Soldaten und zahllose kleine Untertanen auf einer Faust Ketten machen und die Siedlung schlechterzuführen und verwahrloster Soldaten im Lande moriboden, diese Zeit muß für Derkow voller Schrecken gewesen sein. Damals ging das mit mächtigen Grundmauern bewehrte Schloß in Flammen nieder, Kirche und

Dorf fielen, von den drangalierten und verstorbenen Einwohnern verlassen, der Verfallung anheim. Man sagt, die Bewohner seien in die damals noch großen und dichten Wälder um den Kloster gesperrt und hätten in den Wäldern die Klosterkirche gesehen, und aus der Wälder die schauende Klosterkirche, ebenso, wie aus der Wälder die flammende Dorfkirche, die sich über der Kirchhof unterste Unterkunft gehoben. Nach dem verstreutwurden Dörfern, von dem die Güstlente beim Alter noch keine Fundamente und sonstige Reste finden, hat der kleine runde See am Weg zwischen Dörkow und der großen Bries—Söllner Straße seiner noch heute gültigen Namen. Chemnitz wird auch er eine Bucht des Klostergewölbes sein und zwar des Nordteiles, der vom Volksmund „Großväter See“ benannt wird, weil nun lange Jahre soll Dörkow damals, nach seiner Verfallung wüst gelegen haben. Wer im Weltkriege war, wird wissen, wie schnell es in ein Dorf schon in wenigen Jahren über die Wüste zurückkehren kann. Und erst, nachdem der weltähnliche Frieden wieder langsam Ruh und Sicherheit ins Land brachte, mögen die Bauern und Kötzen nach und nach wieder zurückgekehrt sein, um sich auf den alten alten neuen Heimatort zu erneuern.

Das alte, solche Dörkower Wasserschloss blieb wohl bis auf den heutigen Tag. Es hatte seine Höhe ausgeliefert, seit der lange Krieg dem Geschäft und Gewerbe die Oberhand im Wasserhandwerk verkannt hatte. In stillen Winkel des Gutsgartens schlummern die alten Mauern im dunklen ammergrünen Boden ihres Schlaf in die Ewigkeit, große Quadern liegen umher und hier und da leuchtet aus dem Bodenlaub ein Stück roten Ziegelsteines, der einst das Dach des Schlosses gegen Wind und Wasser geschützt haben mag. Wie das Schloss einst ausnahm, über seine Bauten, seine Wirtschaftsgebäude, Befestigungen und Wassergräben, über seine Rechte und seine Auskunst geben können, weiß keiner mehr es, großes vierstiegsiges Fassell mit einem Dach in der Mitte und einem Wachturm zur Sicherung des Knipweddamms, der durch den damaligen Sumpf vom Dorf her als Zugang diente. Auf dem geräumigen Werder war nach Soden noch Blau genug, um außerhalb des Schlosses Wirtschaftsgebäude und Ställe aufzunehmen. Wälle und Gräben umringten sich bei dieser von Natur

vorzüglich gesicherten Festung. Die von Friedrich dem Großen projektierte und später auch durchgeführte Viererlegung des Oder, soweit es die Küstewerden des Oderbruches hat auch die Spiegel der Seen und Soden und Lippe, und der Oder, abfloss, so wie gelöscht, dass die Stämme das Dorfwerk Schloss zum Tell austrockneten und sich zu Biesen mit ... ließen. Ein gewiefter Barlaug bringt den Besucher heute trockenes Fülliges zum Schlossberg, seine Wälder sind hölzern, und wer sich dort das Flecken märtyrischer Heimatgefährte ernsthaft betrachtet will, dem gibt der Gutszettel gern seine Einwilligung dazu.

Mitten auf dem Fundament des Schlosses hat die vorstehende Burgruine, der Dörkow-Carl-Grenzstein, im Jahre 1720 ... mit ihm um die Dreißigjährigen Kriege dieses Schloss sehr zuvorkommen und der Poststätte in einem Außenhof und Gedächtnis“, wie es in der Chronik heißt, ein Denkmal in Gestalt einer Pyramide aus Mauerstein auf dem Schloßberg ergründet werden. Die Sandsteinsteine mit ungeliebten Angaben der Poststätte sind längst verwittert und verloren. Ein alten Dörkower Hausbau, das im Gutszettel trenn besteht wird, findet sich noch eine Abschrift eines Teiles dieser Tafeln. Das brauchen steht nur noch die alten grauen Pyramide unter den eben so alten Eichen und Kastanien, unter denen sich das Schwellen und Holzuntergeständnis befindet, und deren Außenwand ist es noch, die der Bauer hat. Dieses Denkmal ist es noch, das den hochverdienten Heimatverdienten der Preußisch, Prof. Dr. Beyer-Berlin, einem Dörkower Kind, und dem Befor. Ester-Dörkow den Anlass zur Erforschung der Dörkower Gutszehlacht und der Poststätte, die ich den mit freundlich zu Verfügung gestellten Notizen entnehmen durfte.

Das Schöpfal des Schlosses und Dörtes teilt, naturnäher, auch die Dörkower Kirche, deren Schiff aus Feldsteinmauer führt nach aus der ersten katholischen Befestigungszeit stammt. Sie wurde wahrscheinlich bei dem allgemeinen Wiederaufbau des Gutszehes und Dörtes zu ihrem heutigen Bau ergänzt, wenn auch später noch die veränderten Umbauten und Veränderungen vorgenommen sein mögen. Untrügt

von Gien, erzählt die alte Kirche im Schatten schöner Bäume noch heute dem, der mit der Heimatgeschichte vertraut ist, manchelten aus alten Zeiten von Heiligen und Christentum, von Krieg und Frieden, von Befreiung, Brüder, von Tod und Tod, von Gott und von Menschen, die in der Grube auch ein Mensch, Familienmitglieder der alten Befürst besetzt, und neben der Kirche schlief der letzte in Dörkow anlässlich Gutszeh, Graf Hardenberg, seinem gerechten Schloss. Er, der ehemalige Rittmeister, der damals in Landsberg, später in Schwedt garnisonierenden Dragoner, erfreute sich größter Belebtheit bei den Dörkowern, noch heute erzählen die Alten gern lustige Geschichten von ihm. Graf Hardenberg war ein großer Vater vor dem Herren, schwere Hirsche und Böde und Sauen in seinen damals noch umfangreichen Forsten um Dörkow und brachte seinen Dorfbewohnern das Wildschweinjagen bei. Und wenn heute dort eine Wildau zur Strafe kommt, dann wird sie bei des „Herrn Grafen“ alten Schäumeister, Vater Schäume, abgeschaut und wird im Gundbude vertilgt. Und Meister Krusche pflegt dann zu sagen: „Das haben wir von unserem Herrn Grafen!“

Sein fünf Jahren ist Dörkow verzaubert, Rückwanderer-Siedler aus dem Polenlanden haben eine neue Heimat gefunden. So hat denn die Geschichts von Dörkow mit der Aufzucht der großen Herren ein einfaches, aber sehr interessantes Kapitel geschrieben. Aber wie damals um 1640, so trügt auch heute die Not der Zeit die Siedl daran! Was sie damals nach den Siedlungsjahren voll aufzubauen in allerdringlich diestmal mehr schamlos vertrieben Notzeit, wie sie die alten Vorfahren auch überstanden haben.

Dörkow ist heute ein stilles Dorf voll freundlicher Schönheit, und wie seine geschichtlichen Schenkungswürdigkeit den Freunden der Heimatgeschichte anzieht, so lädt seine reizvolle Umgebung mit waldumkränzten Seen, duftenden Forsten und lichten Höhen alte wandernden Menschenfinder ein, auch Dörkow einmal zu besuchen.

Kurt Schäff.

Bon Hirten und vom Hüten in früheren Zeiten.

Von A. Hänseler.

Eine besondere Stellung im wirtschaftlichen Leben des Bundes Vorpommern nahmen in früheren Jahrhunderten die Hirten ein. Das Vieh der einzelnen Landwirte (Gutsbesitzer, Bauern, Kleinbauern) wurde nicht getrennt gehalten, es musste nicht jeder mit seinem Vieh auf seinem Grund und Boden bleiben, wie es später für die „Höfländer“ des 15. Jahrhunderts der Fall war. Die Hirten, die der Befestigung war, sie ließen vielmehr alle ihr Vieh durch einen gemeinsamen Hirten weiden. Der Hirte war für das Dorf, eine Art von gemeinwohltümlichem Beamten. Man unterschied Hirten, Schäfer, Schneiner, je nach der Art des Viehs, das der Betreuende zu betreuen hatte.

Der „Hirte“ war das Mündlich unterstrichene Morgen, trieb er ans. Von jedem Hof ließen ihm die Kühe und das Jungvieh zu. Feder-Grundbesitzer war berechtigt, je nach der Größe seines Besitztums eine größere oder geringere Anzahl aus der gemeinsame Weide zu entnehmen. Eine weite Weidefläche, oft fern vom Dorf, diente als „Hütung“. Mittags kamen die Mellerinen, Läddler und Mägde der Viehhälften, die Milchfliegen wurden zum Melken im Schatten einer breitwürfigen Eiche oder Linde oder bei einer Weißgruppe zusammengetrieben. Noch heute weiß man diese Melkstellen vielfach zu zeigen, noch heute erinnert man sich und da ein „Mellerstein“ daran, die Hirter abendsheim kam, sandte siebendie Linde ihrer Statt. War aber der Weideplatz gar zu weit vom Wohnort entfernt oder durch einen Hügel von diesem getrennt, so stellte man das Vieh über-

Nacht in einem mit einem herben Baum umgebenen Platz ab. „Upstall“ (Upstallstraße). Die Hirten werden in Urkunden erst verhältnismäßig spät, vor dem 15. Jahrhundert, erwähnt.

Wie wichtiger als heute war in früheren Jahrhunderten die Schafzucht. Die Schäfer sind, besonders im 16. und 17. Jahrhundert, in Brandenburg, eine Hauptfamilie, woran ein Wirt und Bäcker seine Rechnung machte. Die Bezeichnungen über Schäfer und Schafhaltung kommen deshalb aus der Zeit, als die Schäfer nicht mehr auf Hirten hielten, sondern einen besondern Raum in den Gutsbezirken genügend Produktionsstufen zu führen und sie gegen einen unliebsamen Wettbewerb der Bauern und eigener Genossen zu schützen. Den Bauern war höchstens erlaubt, ein paar Schafe für sich zur Gemüngung von Balle zu halten. Hielte der Schäfer für den adeligen Grundbesitzer, so nannte man ihn „Junker-Schäfer“, hatte ihn ein Lehnshaus angefertigt, war er ein Schülziger. Auch die Schulschäferei hielten zwischen 100 und 1000 Schafe zu betreuen, so sehr in Culum um 1700 300, der Gurtowseen sogar bis 500 Stück. Waren in einem Dorf mehrere Hirtenhäuser, was besonders im 16. bis 18. Jahrhundert häufig der Fall war, gab es auch wohl zwei Hirtenhäuser; so nachweislich in Dörkow und Liebenow (Kreis Landsberg). Der Vorname des Schäfers bestand in der Haupstufe da-

rin, dass ihm der 5. Teil der Schafe überlassen wurde. (Ein ähnliches Praktizieren war auch für die Hirten gebräuchlich). Die Leute wurden so persönlich am Wohlergehen der Hirten interessiert und sorgten deshalb besser für gute Pflege und Wartung des Schafes. So hören wir 1628 von dem Schäfer auf dem Kloster in Friedenberg, dass er mit dem Rat, nach Landes Gewohnung aufs Kirchleit und von dem, was er darüber weiß, dem Rat und den Hirten, dass er nicht abzugeben wünschte, was: „nach dem Gralow heißt es 1608: „... der Sohn ist dem Schäfer gleich 11 Wld.“ gehabt wird.“ Außerdem bekam der Schäfer gewöhnlich eine bestimmte Menge Morgen, Gerste, Hafer, Erbsen und Buchweizen jährlich von seiner Herrschaft.

Die Schafe wurden damals nicht nur des Fleisches und der Wolle, sondern auch der Milch und daraus heraußselenden Käses wegen gehalten. Der Gralow-Schäfer nutzte im 17. Jahrhundert um Bartholomaei allen „Mittags-Schäfen“ die Milch dreimal, den jüßen Käse der Herrschaft geben. In den ersten Jahrhunderten auch die Bauern und Kossaten als Entschädigung für die der Herrschaft, als leistenden Dienste Witten, egen, fäden, einfädeln, um u. a. Schäfte, so beispielhaft in Borsigfelde die Bauern jährlich je 2½ Mandeln, die Kossaten je 5 Mandeln.

Für die Wintersütterung hatte der Schäfer auch für Daubchen zu sorgen. Die jungen Käse

